

"Wen Gott lieb hat, dem schenkt er ein Haus in Zürich"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Nun, Ninon, kommst du?“ Der Garde legte zu-
traulich den Arm um ihre Gestalt und wollte sie mit
sich ziehen . . . einem unwürdigen Leben zu.

Mit einer schönen, von spontaner Aufrichtigkeit ge-
leiteten Gebärde stieß sie den Mann von sich und sprang
zu ihm, der sie gerettet, und der nun ging, an ihrer
Stelle sich aufzuopfern, nachdem er ihr eine Adelslehre
erteilt, die seines Namens würdig war.

„Marquis! — ich löse Sie von ihrem Ver-
sprechen!“

Er maß sie mit einem erstaunten Blick und wollte
sie nicht verstehen.

„Citoyenne, Sie sind frei, was wünschen Sie noch?
Schweigen Sie still.“

Sie errötete unter der ruhigen Verachtung, mit der
er sie vernichtete.

Inbrünstig begehrte sie nun nach der Achtung dieses
Mannes. Ihr Antlitz erstrahlte plötzlich von der reinen,
unwillkürlichen Liebe, die sein Betragen ihr einflößte: „Ich
will mein Leben nicht einem Betruge verdanken . . . ich bin
die Marquise von Saint-Fleury . . . ich bin Ihr Weib!“

Er blickte sie an, ein Strahl von Bewunderung
leuchtete auf in seinen Augen, und mit tiefem Ernst
sagte er sehr leise: „Mein Weib? — wenn Sie sich
zu sterben nicht fürchten, könnten Sie es sein, Madame.“

„Ich fürchte mich vor nichts mehr,“ gestand sie,
„als davor, mit jenen Männern dem Leben, das ich
früher gelebt, wieder entgegen zu gehen. Sie haben
mich gelehrt, wie man dem Tode ins Auge sieht. Be-
halten Sie mich!“

Die Gerichtsvollzieher hohlnäkelten wütend, von
diesem Paare geprellt worden zu sein.

„Humph! Wir haben die Wahl! Genug der Fagen,
Samson wartet nicht, entscheidet euch, der eine oder die
andere!“

„Wir sind beide bereit,“ rief das junge Weib feck,
und angesichts der Widerrede ihres Gatten und der
Anschlüssigkeit der Richter schrie sie, im Wahnsinn ihres
jungen Heldenmutes, frei heraus:

„Hoch lebe der König!“

„Zum Tode! zum Tode!“

Sie schritt schon dahin, an der Hand ihres Gatten.
Vor der Thüre trat sie etwas zur Seite, um ihn vor-
beisprechen zu lassen und ihm den seinem Namen zu-
kommenden Vorrang zu gewähren; aber der Marquis,
sich vor ihr verbeugend mit der andächtigen Ergeben-
heit, die er seiner Königin bezeugt hätte, und ihr das
Vorrecht im Angesicht des Todes zuerkennend, sprach
mit lauter, von allen vernehmlichen Stimme:

„Nach Ihnen, Madame la Marquise!“

„Wen Gott lieb hat, dem schenkt er ein Haus in Zürich.“

Vor Jahren war's. Vom fernen Ostseestrand
Nach Zürich, quer durchs ganze deutsche Land,
War ich gekommen, hier mein Nest zu bauen.
Und gleich am zweiten Tag stieg ich empor
Zum Zürichberg, und als ich trat hervor
Aus Waldesschatten auf die grünen Auen,
Da stand verloren ich in sel'gem Schauen.
Zum ersten Mal sah ich der Alpen Schnee,
Der Häuser Kranz, den weiten grünen See,
Und von der letzten Abendsonne Strahl
In Purpurdust getaucht das Limmat-Thal.
Und wie ich noch so in Bewund'ring steh',
Da spricht der Freund, der mich hierher geleitet:
„Ja, ja, das Sprichwort hat schon recht: es gibt
Ein Haus in Zürich Gott dem, den er liebt!“ —
„Wo hat er,“ frag' ich, „dir dein Haus bereitet?“ —
„Je nun,“ erwidert jener drauf und lacht,
„Ich hab's bisher noch nicht so weit gebracht!“

Seither sind mehr als zwanzig Jahr vergangen,
Doch unerfüllt blieb leider mein Verlangen
Nach einem eig'nen Haus, — der liebe Gott,
Er liebt mich offenbar noch immer nicht.
Es wuchs die Stadt, es steh'n beisammen dicht
Die allerschönsten Villen wie zum Spott,
Doch von den grünunrannten Villen allen
Ist keine einzige mir zugefallen.

Es ist wohl wahr, — zur Kirche geh' ich selten
Und für besonders fromm kann ich nicht gelten;
Doch sind denn alle jene, welche heute
Ein Haus in Zürich haben, fromme Leute? —
Und dennoch bin ich fromm nach meiner Weise:
Im Walde, wenn die Frühlingslüfte leise
Im frischen Laube spielen, auf den Höh'n,
Wenn rings die Alpenriesen steh'n im Kreise,
Am See, wenn wild die Wogen peitscht der Föhn, —
Da bin ich fromm! — Doch scheint es, daß die Frommen
Von solcher Art kein Haus geschenkt bekommen!

Zuletzt beschloß ich, einen Freund zu fragen,
Der Hausbesitzer ist, er möcht' mir sagen,
Wie's ihm geglückt sei, und ob wirklich wahr
Das Sprichwort sei. Der sah ganz sonderbar
Mich an und sprach: „Sie haben, wie mir scheint,
Nie recht bedacht, was jenes Sprichwort meint,
Und wie es richtig zu verstehen sei.
Erinnern Sie sich denn des Worts nicht mehr
Der Bibel: ‚Wen Gott liebt, den züchtigt er! —?‘
Mich züchtigt er: sein Werkzeug ist dabei
Der Stadtrat und die Steuerkommission!“ —

Seitdem bin ich geheilt und klag' nicht sehr,
Daß nach wie vor ich noch zur Miete wohne'.
Ja, wollte Gott noch jezt ein Haus mir schenken,
Ich glaube fast, — ich würde mich bedenken.